

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 29.

Donnerstag, 4. Februar.

1915.

(6. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Nachdruck verboten.

Roman von F. Garßen.

Seht waren sie schon vierzehn Tage in Monte Carlo und es war noch nicht an eine Abreise zu denken, trotzdem die Geschäfte Terbrügge bereits energisch reklamierten. Aber wer das Ausleuchten der tiefliegenden blauen Augen des Kranken sah, wenn der Bruder sein Zimmer betrat, das friedliche Nücheln, wenn Magda in schmerzfreien Stunden neben ihm saß und ihm vorlas oder mit ihm sprach, der hätte es nicht vermocht, den Armen dieser kargen Freuden zu berauben.

Frau Terbrügge schien durch den Zustand ihres jüngeren Sohnes so sehr in Anspruch genommen, daß ihr keine Zeit zu persönlichen Beobachtungen blieb, und so kam es wohl, daß ihr das eigentümliche Verhältnis Stephans zu seiner Frau entging, und Magda, die nicht ohne Schuldbewußtsein die Mutterliebe empfing, die diese Frau über sie ausgoß, hatte nur den einen Wunsch, ihr die Ahnungslosigkeit zu erhalten.

Eines Morgens wurde Magda ein Riesentrauf von Barmbeilchen, in dem ein kleines Billett steckte, ins Zimmer gebracht. De Brouck war der Spender, und wenn auch nur ein paar liebenswürdige französische Verse auf der Karte standen, zum erstenmal wehte sie ein fremdartiger heißer Hauch aus seinen Zeilen an, und in einem unbestimmten Gefühl des Unbehagens geriet sie das Billett, ohne es ihrem Manne gegenüber zu erwähnen.

Die Verse lauteten in der Übersetzung ungefähr so:

Die Rose ist zu geschwätzig,
Die Nelke zu grell und hart,
Auch die geschminkte Camelle
Ist nichts für Ihre Art.
Die einzige würdige Blume,
Das ist das Weibchen der Flur:
Es scheint mir ein Liebesliedchen
Für Sie von der Natur!

Sie nahm sich vor, sich ähnliche Aufmerksamkeiten energisch zu verbitten. Aber als de Brouck nach dem Dunch an ihren Tisch herantrat, mußte sie doch ein paar Dankesworte für die Blumen sagen und sah deutlich die Mißbilligung in den Augen ihres Mannes. Und so unterdrückte sie die rügende Bemerkung, die ihr auf den Lippen geschwebt, um nicht vielleicht einen Konflikt heraufzubeschwören. De Brouck aber schloß nach den bisherigen Erfahrungen in seiner langen Praxis auf ihr Einverständnis und gedachte, die gute Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Und bei dem Blicke, den er ihr zuwarf, als Stephan einen Augenblick ihnen den Rücken drehte, stieg ihr das Blut ins Gesicht, und sie hätte sich schlagen können, weil sie nicht den Mut hatte, ihn sofort gebührend zurückzuweisen.

Als sie am Nachmittag in die Villa Beauregard kamen, empfing sie Fred, der wieder einmal einen schmerzfreien Tag hatte, mit strahlenden Augen. Es war ein stillschweigendes Übereinkommen, daß man ihn mit Magda eine Zeitlang allein ließ, und nachdem sie ihren gewohnten Sitz an Freds Ruhebett, einge-

nommen, bat er sie, aus einem guten Buche vorzulesen, das er eben bekommen hatte. Magda kannte den Autor nicht, aber sie fühlte sich sofort durch den originellen Ton gefesselt, las fast alle Gedichte des kleinen Bandes und freute sich über das tiefe Verständnis, mit dem Fred die feinsten Nuancen erfaßte.

Als er sich endlich, nachdem sie aufgehört hatte, befriedigt in die Kissen zurücklehnte, da kam ihr plötzlich zum erstenmal der Gedanke an Signe Hallgreen und die Wesenverwandtschaft zwischen den beiden, und eine Ahnung dämmerte in ihr auf, daß eine freundschaftliche Beziehung zwischen diesen zwei vom Schicksal Gezeichneten die Lebenswerte beider nur erhöhen könnte und sie nahm sich vor, auf Freds Reise nach Deutschland zu bestehen. Mit echt weiblichem Scharfsinn erkannte sie, daß es hauptsächlich sein psychisches Befinden war, auf das es ankam, und daß Sonne und Wärme nur geringe Faktoren für sein Wohlbefinden waren.

Sie machte sich aus, wie sich diese beiden Ererbten des Lebens finden und verstehen würden und sah darin entfernte Glücksmöglichkeiten für die ihr nahestehenden Wesen.

Fred hatte sie eine Weile ruhig nachdenken lassen, dann sagte er lebhaft: „Ich muß dir etwas erzählen, bevor Mama und Stephan hereinkommen!“

Sie sah ihn fragend an.

„Eigentlich begehe ich eine große Indiskretion, aber ich habe das Gefühl, dich vor einer Gefahr warnen zu müssen, der du ganz anders gegenüberstehen kannst, wenn du vorbereitet bist.“

„Du machst mich ängstlich“, sagte Magda erregt.

„Es handelt sich um Stephan und um eure Ehe!“

Magdas Gesichtsausdruck veränderte sich. Die momentane Bewegung wich einer kühlen Gleichgültigkeit.

„Ich habe dich gebeten, lieber Fred, dieses Thema unberührt zu lassen!“

„Sei mir nicht böse, wenn ich dir nicht gehorche. Ich will ja übrigens gar nicht von euch selbst sprechen, sondern nur von einem Umstand, der für euch von Wichtigkeit ist.“

„So sprich“, sagte Magda zögernd.

Fred sah sie einen Augenblick prüfend an, dann sagte er: „Weißt du etwas über Stephans Vergangenheit?“

„Wie geheimnisvoll!“ meinte Magda spöttisch, „du tußt ja, als ob da ein Makel verborgen wäre.“

„Das wirst du von Stephan gewiß nicht glauben können. Nein, es handelt sich um eine Liebe...“

„Das interessiert mich aber wirklich nicht, lieber Fred. Außerdem glaube ich nicht, daß es im Sinne Stephans wäre, wenn du seine Frau über seine kleinen pikanten Junggesellenabenteuer aufklären würdest!“

„Es ist eben kein kleines Junggesellenabenteuer, damit wäre ich dir allerdings nicht gekommen. Die Sache ist viel ernster. Es lebt eine Frau in derselben,

Stadt mit euch, die für Stephan eine tiefe Leidenschaft empfunden hat, die er erwidert haben soll, bis zu der Stunde, wo du in sein Leben trittst. Ich glaube nicht, daß sie die Persönlichkeit ist, stumm zu resignieren und ich fürchte, du wirst schwere Tage haben, wenn sie sich einmal darüber klar ist, daß euer Glück Stellen aufweist, in die man leicht Brechen schlagen kann."

"Wer ist das?" fragte Magda kurz.

"Ingeborg Hellmer, die dramatische Sängerin an der Oper."

Magda schwieg einen Augenblick.

"Und zu welchem Zweck verräthst du mir diese Idylle?"

"Weil du die Macht hast, jede Nebenbuhlerin aus dem Felde zu schlagen, wenn du willst, weil du um zehn Jahre jünger und tausendmal schöner und frischer bist als Ingeborg Hellmer. Weil sie ihn nur mit der Kraft ihres Talentes und ihrer Kunst halten konnte, während du nichts einzusetzen brauchst als deine Persönlichkeit."

"Du überschätest mich", sagte Magda kalt, "wenn du glaubst, daß ich mich in einen Wettkampf einlassen würde. Warum hat übrigens Stephan diese Hellmer nicht geheiratet?"

"Weil er der Mutter nie eine Schwiegertochter ins Haus gebracht hätte, die nicht in jeder Beziehung den höchsten Anforderungen entspricht. Er konnte nur ein Mädchen wählen, das er für würdig erachtete, die Herrin seines Hauses und die Mutter seiner Kinder zu werden."

"Aber zur Liebe war sie ihm gut genug. Das ist eure Männermoral! Und nun verlangst du wohl, daß ich sehr stolz sein soll, dieser Sängerin bei Stephan den Rang abgelaufen zu haben! Du kennst mich schlecht, lieber Fred!"

Aber Fred sah nicht mutlos aus bei dieser strengen Rede. Er hatte die Augenlider gesenkt und nur verstoßen gestreift sein Blick das erregte Gesicht, das ihre Worte Lügen strafe.

"Ich weiß, daß Ingeborg Hellmer sich lange mit der Hoffnung getragen hat, seine Frau zu werden. Dann kam es zum Bruche zwischen den beiden und die Nachricht von Stephans Verlobung traf sie wie ein Donner Schlag. Ich hätte dir die ganze Episode verschwiegen, wenn ich nicht an einen reellen Nutzen glauben würde, der dir aus der Kenntnis der Sache erwachsen kann."

In diesem Augenblick traten Stephan und Frau Verbrüggte ein und das Gespräch wurde abgebrochen.

Als Magda abends in ihrem Zimmer allein war, gingen ihr Freds Worte immer wieder durch den Kopf, trotzdem sie mit Gewalt ihr Hirn mit anderen Bildern beschäftigen wollte. Sie kannte Ingeborg Hellmer und hatte ihre herrliche Stimme und ihr Temperament oft genug auf der Bühne bewundert. Sie war wohl die Frau, einen Mann zu fesseln und nachhaltigen Eindruck auf ihn zu üben. Aber Stephan hatte ihr in jener Aussprache gesagt, daß er sie seit Jahren geliebt hatte. Wie paßte das zusammen? Sie schalt sich selbst, daß sie keinen Schlaf finden konnte, was ging sie die Sache im Grunde genommen an? Sie hatte sich ihr Leben gestaltet, wie sie wollte, und wenn Stephan zu jener Ingeborg zurückkehrte, so war es sein gutes Recht, denn er fand ja bei ihr, was ihm die eigene Frau versagte, Liebe und Verständnis. Und doch, es konnte nur Empörung sein, die ihre Wangen brennen machte und ihr die ersehnte Ruhe raubte. Wenn sie nur erst zu Hause wäre! Im eigenen Heim, umgeben von ihren Freunden, in dem Milieu, in dem sie sich bewundert und bejagt fühlte, würde sie gewiß schnell ihr Gleichgewicht wiederfinden.

Am nächsten Morgen sah Magda allein auf einer Bank auf der Terrasse und sah aufs Meer hinaus, auf dem ein paar Segelboote kreuzten. Es war sehr früh und das Taubenschießen, das ihr den Aufenthalt gewöhnlich verleidete, hatte noch nicht begonnen. Ihrem weiblichen Empfinden war dieser Sport ein Greuel, sie, die gern an Jagden teilnahm, konnte es nicht begreifen,

was für ein Vergnügen es sein sollte, diese Tierchen, die ahnungslos den engen Kästchen, in die sie gesperrt waren, entflatterten, brutal niederzuschlagen in dem Augenblick, wo sie mit den ersten Flügel schlägen die Freiheit zu grüßen glaubten. Noch dazu war die Hand des Schützen nicht immer sicher, manche Taube flatterte angeschossen am Boden herum, bis der schwarze Setter sie an den Stand apportierte.

Magda freute sich, den Strand einmal ohne diesen quälenden Anblick zu genießen und sah hinaus auf die blaue Fläche, die so spiegelglatt und unbewegt sich vor ihren Blicken ausbreitete, als sie plötzlich aus ihren Sinnen aufgeschreckt wurde. Ein Regen feuchter Weilschen rieselte auf sie herab, und als sie erstaunt und erschreckt aufsaß, stand de Brouck hinter ihr, übermütig und keck, im weißen Flanellanzug. Er hatte einen riesigen Weilschenstrauß aufgebunden, um ihn über sie zu verstreuen, und es schien, daß ihm keinen Augenblick der Gedanke kam, daß sein Tun unangehörig sei.

Sie wollte nicht spießbürgerlich erscheinen und unterdrückte eine Bemerkung über seine unzeitgemäße Galanterie. Er setzte sich neben sie.

"Sie gestatten, daß ich Ihre Einsamkeit ein wenig unterbreche?"

"Ich habe nur ein paar Minuten Zeit, mein Mann erwartet mich!"

"Ein paar Minuten richtig angewandt, können eine Welt bedeuten, wissen Sie das?"

"Für mich sind sie in diesem Augenblick ein Zeitmaß, in dem sich höchstens jemand — Adieu sagen läßt."

"O, wie Sie mich strafen, gnädige Frau, für die kleine, unschuldige Galanterie! Meine armen Weilschen haben sich darauf gefreut, Ihnen zu huldigen, und nun werden sie achtlos zertreten und Sie nehmen nicht einmal den Spender freundlich auf."

(Fortsetzung folgt)



Manche Menschen glauben sich gerade dann verkannt, wenn sie am richtigsten erkannt sind.
Gertrud Wolff-Straßberg.

Aus Tokio.

Dem Briefe eines jungen Wiesbadeners entnehmen wir die nachstehenden interessanten Stellen, der Betreffende konnte nicht mehr zu den Fahnen eilen und muß nun in Feindesland bleiben.

— Als ich an diesem Samstag, dem 7. November, an dem uns die Nachricht erreichte, zum Tennis fuhr, da habe ich mich doch wirklich geschämt, daß ich nun so friedlich dahinfahre. In Tsingtau haben nun unsere tapferen Truppen dem mächtigen Feind unsere wunderbare kleine Ruferkolonie übergeben müssen. Und in diesem Feindesland mit seinen freundlichen Bewohnern lebe ich nun. Ich kannte mich wirklich kaum noch aus. Für Euch ist das was anderes, Ihr kennt Japan nicht und könnt Euch den Widerspruch nicht erklären, daß man als guter Deutscher das Volk hassen muß, das uns hinterlistig überfallen hat, und daß man andererseits den einzelnen Mann nicht hassen kann, mit dem man gerade spricht, und der ganz friedlich und freundschaftlich wie man selbst ist. Das Volk hat hier mehrere Tage gefeiert, Umzüge mit Fahnen, abends mit Lampions, aber alles friedlich und ohne Lärm. Ganze Schulen waren dabei, die kleinen Jungens mit ihren Kimonos und Holzbletchen, ganz glücklich mit ihren Fähnchen. Die vielen Umzüge wurden, wie man sagt, auch eifrig von der Regierung gefördert, um Stimmung für die Politik der Regierung zu machen. Das Volk hat nun mal seine große Freude an Flaggen und Klambim. Feiertage und Lampions, wenn man das auf den Straßen sieht, sieht man die harmlose Freude, die dahinter steckt. Eine But fühlte ich erst in mir aufsteigen, als ich dann vom Tennis zurückkam und an vielen englischen Häusern, an den englischen Banken, Bäden, Penstonen, die englische Flagge sah, gekreuzt mit der japanischen. Da hatte ich nichts wie Gel. Das Paß feiert also auch den Steg über die Deutschen,

zudem sie nichts geleistet haben als ein paar hundert Indier, die sich aber wohlweislich etwas abseits hielten. Pfui Deibel! In der halbamtlichen „Japan Times“ verkündeten dann auch die Japaner, daß sie den ersten endgültigen Sieg auf Seiten der „Allies“ erröckten haben. Diese letzteren nennen wir übrigens bloß noch „all Dies“.

Alle Deutschen stiftet jetzt regelmäÙig für unsere Gefangenen. Die japanische Regierung wirft nur daselbe aus, wie für ihre eigenen Soldaten, nämlich 35 Yen für den Tag. Damit können sie natürlich nicht entfernt auskommen, das kostet schon eine Flasche Bier. 3000 Yen waren in Yokohama schon zusammen und etwa 2000 Yen sind als monatliche Zahlungen schon gezeichnet, wir alle müssen ran. Aber es wird wohl nicht langen und da haben wir an die deutschen Wertschaften in Peking und Washington geschrieben. Dann wird auch noch in den anderen Japan-Plätzen gesammelt und auch in China. Außer den Kriegsgefangenen sind weiter keine Hilfsbedürftigen bis jetzt da.

Während wir Deutschen ruhig Gelder sammeln und die Damen eifrig zu Hause Strümpfe stricken und Unterwäsche machen und die deutschen Hilfsauschüsse ruhig und ohne Aufhebens für unsere Gefangenen sorgen, sind die Engländer und Franzosen mit vielem Tamtam und täglichen Berichten in den Zeitungen bemüht, sich gegenseitig von dem glühenden Patriotismus, der sie befezt, zu überzeugen. Fast jedes Unterhöschen, das Mrs. Soundso gestiftet hat, wird öffentlich in der Zeitung quittiert. Hier in Tokio fährt eine Dame in der Wotschaftskarosse immer mit einem riesengroßen Strickstrumpf durch die Straßen, den sie hochehoben der staunenden Menge zeigt. Ich habe sie so angefezt, daß sie sich „höchst indigniert“ umguckte. Sogar zur Maskerade muß der Krieg herhalten. Bei einem Wohltätigkeitskonzert erschien ein Teil der charming young ladies im Kostüm der Kote-Kreuz-Schwester und verlaufenen home made candy. Smart boy scouts führten die Gäste ritterlich zu ihren Plätzen. Der belgische Konsul, der doch alle Ursache hätte, jetzt kein Theater zu machen, erscheint bei diesem Konzert und läßt sich auf der Bühne stürmisch umjubeln, worauf er eine schwungvolle Dankesrede hält. Mich hat nur gewundert, daß er nicht bei dieser Gelegenheit etwas von den brutalen Verbrechen der deutschen Horden erzählt hat. Die werden nämlich hier in fortlaufenden offiziellen Berichten der belgischen Regierung groß und breit in den Zeitungen veröffentlicht.

Sport wird immer noch lustig weiter getrieben; nun, das kann man ja schließlich nicht so übel nehmen. Wir Deutschen treiben auch in ruhiger Weise Sport weiter, man muß sich doch ablenken. Aber, daß die Engländer so einen Tamtam machen, große Wettspiele, am Schluß andauernde oheers, Rundgefänge und Radau, das ist doch übel. Als ich neulich bei B. war, die dicht neben dem Golfplatz wohnen und ich den ganzen Nachmittag die choers hörte, da dachte ich doch, ob wohl die Bande gerade so viel Anlaß hat, Hurra zu schreien — — —



Aus der Kriegszeit.

Leben und Treiben im Felde.

Aus dem Feldpostbrief eines Arztes.*)

G., den 4. Dezember 1914.

Wer hätte in München und bei der schönen Fahrt an den Königssee an diesen schauerhaften Krieg gedacht! Sie kennen mich und wissen, daß ich die Ereignisse mit Ruhe an mich herankommen lasse, aber der Krieg greift mich doch mit der Zeit seelisch furchtbar an. Nicht so sehr die Gefahr, in der man sich befindet, macht einem müde, aber die fortwährenden Nachrichten von schweren Verwundungen und Verlusten von guten Freunden, die Sorge um die Jungen, die beide an den schweren Kämpfen in Flandern teilnehmen, und die Trennung von Frau und Tochter, das alles wirkt so auf mein Gemüt ein, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Ich befinde mich hier in einer zum mindesten eigenartigen Lage. Das Regiment liegt in Schützengraben, teilweise dicht am Feinde, ich mit dem Stabe in einem der wenigen unzerstörten Häuser des Städtchens gleich dahinter. Alle Tage werden wir von

französischer Artillerie beschossen. Die Granaten schlugen so etwa 150 Meter von mir ein und, wenn ich mich abends ins Bett lege, weiß ich nicht, ob nicht im nächsten Augenblick eine Granate herein schlägt, zumal wir auch im Bereich der Festungsgeschütze von B. sind. G., früher ein schönes, wohlhabendes Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, ist fast völlig zerstört und verbrannt. Wer es nicht gesehen hat, macht

keinen Begriff von dem Grade der Verwüstung eines solchen Ortes, der wie G., dreimal beschossen und erstürmt worden ist. Von den meisten Häusern stehen nicht einmal mehr die Umfassungsmauern. In einer Hauptstraße sieht man von einem größeren Hause nur noch die Haustür mit der Überschrift „Entrée libre“; es hat aber niemand Lust einzutreten. An einem anderen Hause, von dem nur noch ein Teil der Vordermauer erhalten ist, hängt unter einem Fenster des ersten Stockes eine Tafel mit der Aufschrift „Appartement à louer“, es findet sich aber kein Mieter. An einer Straßenecke steht mitten unter den Trümmern ein Pianino aufrecht, auf seinen Tasten liegen Schneeflocken; davor steht ein Sofa mit olivgrünem Überzug. Und dabei diese Totenstille, nur ab und zu unterbrochen von dem Schritten biederer Landwehrmänner und dem peitschenden Krachen der Aufschläger. An einem hellen Tage der vorigen Woche hörte man plötzlich das bekannte Gausen von Propellern eines Fliegers und ehe man sich versah, ein lauter Krach! Nicht weit von mir schlugen die Flammen aus einem Holzschuppen. Der Flieger hatte seine Visitenkarte abgegeben und wurde sofort beschossen. Ein Schrapnellwölkchen erhob sich dicht hinter ihm; er machte einen Halen und verschwand in der Richtung der Festung. Am Tage darauf kam ich mit einem Kollegen über unser Schlachtfeld von den Augustkämpfen, wo wir Gräber unserer Offiziere gesucht hatten, in die wunderschöne, gut erhaltene Villa eines Fabrikbesizers, die ein Kompagnieführer, ein Farbenbruder von mir, zum Quartier genommen hatte. Wir frühstückten feine geräucherter Würst und tranken ein Glas guten Weines, der hier in einigen unzerstörten Kellern in großer Menge (vielleicht so 300- bis 400 000 Liter) gefunden wurde. Dann setzte ich mich an den schönen Pariser Flügel und spielte Schumann. Da plötzlich Infanteriefire! Ein Soldat stürzt herein: „Alarm!“ Die Offiziere Helm auf und hinaus, ich aber begann die „Träumerei“ des selben unsterblichen Meisters, die in diesem Zusammenhang einen ganz eigenartigen Reiz hatte. Ein andermal sahen wir zu dritt beim Skat mit dem Kollegen G. aus L., der Sie übrigens grüßen läßt, und dem Verpflegsoffizier da. Wiederum erscheint mein Vursche: „Herr Stabsarzt, es ist alarmiert!“ Ich hatte gerade ein schönes Spiel und rief: „Wenn ich gebraucht werde, holen Sie mich“, — und wir spielten weiter, bis die Franzosen sich wieder beruhigt hatten. Überhaupt haben es diese mehr darauf abgesehen, uns zu beunruhigen, als uns ernstlich anzugreifen, denn unsere Stellungen sind derartig, daß man sie als uneinnehmbar bezeichnen kann. Aber Sie sehen daraus, daß unser Leben hier ebenso gemächlich wie anregend verläuft. Und das wird auch voraussichtlich noch längere Zeit so fortgehen, da die strategische Lage einen regelrechten Angriff noch nicht zuläßt. Medizinisch ist meine Tätigkeit unter diesen Umständen gering, der Gesundheitszustand der Truppe ist trotz des anhaltenden Aufenthaltes in den zum Teil recht nassen Schützengraben gut und Seuchen sind nicht vorhanden. Gegen Typhus habe ich mein Regiment in den vorigen Quartieren durchgeimpft. Die Reaktion auf den Impfstoff nach Pfeiffer-Kolle war nur in wenigen Fällen stark und auch da nur vorübergehend. Die sporadisch im Verlaufe der Maas vielfach aufgetretenen Erkrankungen haben wieder nachgelassen und auch die Ruhr zeigt sich nur vereinzelt. Nun naht Weihnachten, das wir wohl in dieser Gegend verbringen werden. Möge es uns als schönstes Geschenk die baldige Aussicht auf Frieden bescheren.

M.-Z.

Die Bayern im französischen Quartier. Ein hübsches Bild aus einer Etappenstation, das den freundschaftlichen Verkehr zwischen deutschen Truppen und Franzosen zeigt, wird in einem Feldpostbrief entworfen, den die „Schaubühne“ veröffentlicht: „Die Franzosen haben sich auch mit den Bayern angefreundet. Sie würden sich über die guten Beziehungen der zurückgebliebenen Bevölkerung zu den Angehörigen unseres Heeres verdammt wundern. Der Dreck auf den Gutshöfen hat den Bayern nicht gefallen — aber die Franzosen staunen über die Ordnung, die bei uns herrscht.“

*) Der Zeitung „Ärztliche Mitteilungen nebst Anzeiger“ entnommen.

„Mein Schwager hat erklärt: einen so ordentlichen Misthaufen, wie ihn Ihre Soldaten machen, hätte er noch nie gesehen“, sagte mir neulich meine Quartierwirtin. Wenn die Zeitungsschreiber wählten, wie gleichgültig es der sehr reichen Landbevölkerung um Lille herum ist, ob sie Deutsche werden oder Franzosen bleiben! „Nur keine französischen Soldaten!“ Davon haben sie die größte Angst. Ich wohnte bei einer Lehrerin in einem kleinen Ort. Über den Hof ging es ins Schulhaus, wo jede Nacht dreißig Mann auf Wache lagen, um die Nachtpatrouille zu stellen. Wir haben die Leute kaum gehört. Die Lehrerin sagte mir eines Abends: „Oh, Monsieur, si c'était des Français! Quelle horreur! Quel bruit!“ Die Ortsbewohner haben geweint, als unsere Bayern nach sechsmonatlichem Aufenthalt abrückten und hielten doch manche Annehmlichkeiten infolge der besonders engen Belegung — 600 Pferde und die zugehörigen Leute — in Kauf nehmen müssen. Dieses freundschaftliche Verhältnis beruht auf Gegenseitigkeit. Wir lesen in der Zeitung von französischen Erzeissen, und das Blut steigt uns zu Kopf, aber — wir können das Volk nicht hassen. Fontane läßt einen jungen Jägeroffizier berichten: „Mit allen Familien, in deren Mitte ich länger als acht Tage gelebt, habe ich Freundschaft geschlossen. Unter Tränen bin ich von meinem letzten Quartiergeber geschieden. Ich bin nun neun Monate in Frankreich, und noch bin ich keiner Unhöflichkeit begegnet, wohl aber Jartheiten und Aufmerksamkeit aller Art!“ Ich möchte hinzufügen, daß häufig Söhne, Väter, Geschwister im Krieg und die Angehörigen ohne jede Nachricht sind. Man muß sich nun das Gefühl der Franzosen vergegenwärtigen: Der deutsche Offizier im Belt des Sohnes, der gegen Deutschland kämpft! — dann wird man doppelt dankbar für die „Jartheiten und Aufmerksamkeit“, aber zehnfach dankbar dafür, daß unseren Familien dieser entsetzliche Zwiespalt erspart bleibt. Wie oft sprechen wir abends bei der Lampe davon!“

Die „allbietsche Bewegung“ bei den Vlamanen. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo es eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Politik wie des deutschen Volkes sein muß, die vlämisch sprechenden Teile Belgiens für den germanischen Gedanken und für den Anschluß an das deutsche Geistesleben wiederzugewinnen, verlohnt es wohl der Mühe, die älteren Bestrebungen dieser Art auf deutscher wie auf vlämischer Seite kennen zu lernen. Diese Bestrebungen würdige Professor Dr. Konr. Dorchling in einem prächtigen, der Vereinigung „Quidborn“ zu Hamburg gehaltenen Vortrage. Deutsche Gelehrte und deutsche Dichter haben in allen Entwicklungsphasen der vlämischen Bewegung des 19. Jahrhunderts, ehe sie rein politisch wurde, kräftig mitgeholfen, den germanisch-niederdeutschen Charakter des vlämischen Volkes zu stärken und seiner Kraft bewußt zu machen. In den ersten Jahrzehnten nach 1830, als es galt, dem vlämischen Volk erst einmal wieder ein Stammesbewußtsein zu schaffen, hat Heinrich Hoffmann von Fallersleben in den 12 Bänden seiner „Horae Belgicae“ die schönsten Denkmäler aus der Blütezeit der altvlämischen Dichtung zu neuem Leben erstehen lassen. In enger freundschaftlicher Verbindung mit den Führern der vlämischen Bewegung hat er durch seine prachtvollen Lieder an Vlaemisch-Belgien, durch begeisterte Trinksprüche, wie durch die zarte Lyrik seiner dem Stil der altniederländischen Poesie läuschernd nachgebildeten „Loverkens“ die junge Bewegung wirksam gefördert. Nicht so ins Auge fallend, aber dennoch bedeutsam genug ist etwas später der Einfluß unseres Hans Groth gewesen, dessen Stellung als Führer der neuniederdeutschen Sache wohl nirgends so uneingeschränkt anerkannt worden ist wie in den Niederlanden. Als Groth 1861 zum ersten Male persönlich auf dem Niederländischen Kongreß in Antwerpen erschien, lernte er hier den Stadtbibliothekar von Antwerpen Dr. E. J. Hansen kennen, der gerade ein Jahr vorher durch seine „Reisbrieven uit Dietschland en Denemarck“ ein neues Programm, das der „Allbietsche Bewegung“, aufgestellt hatte. Ihm schwebte nichts weniger als die sprachliche und literarische Einigung der gesamten Niederdeutsch sprechenden Lande von Dänemark bis Königberg vor. Zu diesem Zwecke hatte er zunächst eine „allbietsche Schryfwyze“ aufgestellt, nach der Vlamanen, Holländer und Niedersachsen gleichmäßig gut ihre eigene Sprache schreiben und die des anderen sollten lesen können. Hansen sagte diese Gemeinschaft aller niederdeutschen Stämme unter der Bezeichnung „Dietsch“ zusammen,

seinem „Dietschland“ stellte er das hochdeutsche „Deutschland“ und Scandinavien als Schwestern zur Seite. Hansen war es heiliger Ernst mit der Verschmelzung der vlämischen und der plattdeutschen Sprachbewegung, aber dieser Idealist hatte leider allzu wenig reales politisches Verständnis. Sein Hauptfehler war die Unterschätzung des Hochdeutschen und seiner Stellung in Deutschland; ihm war Deutschland immer nur das Land der Dichter und Träumer, die deutsche Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts war diesem „Allbietschen“ unbekannt und unverständlich. So ist denn der Krieg von 1870/71 und die Begründung des neuen Deutschen Reiches die stärkste Hemmung des allbietschen Gedankens geworden, wie er ja überhaupt unsere Beziehungen zu Belgien sehr ungünstig beeinflusst hat. Zwar hat Hansens liberaler Antwerpener Kreis seine allbietschen Gedanken noch bis in die 80er Jahre hinein treu festgehalten, aber dieser Kreis verlor in den politischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte immer mehr an Zahl und an Einfluß, und das politische Momentum verbündete sich immer mehr mit dem Merkantilismus, der Deutschland seit dem Kulturkampfe ablehnend gegenüberstand. Hansen erlebte es noch, daß im Jahre 1898 eine von deutschen, holländischen und vlämischen Gelehrten und Politikern unterstützte Zeitschrift „Germania“ seine alten Ideen, jetzt aber im Sinne unseres „Alldeutschen Verbandes“, wieder aufnahm. Aber auch diese Zeitschrift ging nach einigen Jahren wieder ein. Seitdem ist nichts geschehen, um das geistige Band zwischen Vlamanen und Deutschen fester zu knüpfen, und es bedurfte erst der gewaltigen Aufrüttelung des Weltkrieges von 1914/15, um uns Deutsche aufs neue unsere heilige Pflicht gegen das vlämische Volk zu lehren.

Die Launen der Geschosse. Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die während des Krieges bereits von Geschosswirkungen berichtet worden sind, verdient die folgende, von der italienische Blätter erzählen, besondere Erwähnung. In Arzas fiel während einer Beschlebung eine Granate auf ein Privatgrundstück, das an die Provinzialstraße angrenzte, höhle hier ein tiefes Loch in die Erde um einen großen Baum, hob dann durch die Gewalt ihrer Sprengwirkung den Baum mit allen Wurzeln aus dem Boden und schleuderte ihn über die Umfassungsmauer, die eine Höhe von etwa 4 Meter hatte. Der ganze Baum wurde so etwas gewaltfam aus dem Garten auf die Landstraße „verpflanzt“.

sh. Ein freundliches Erinnerungszeichen an die Russenzeit. Ein freundliches Erinnerungszeichen an die Russenzeit besitz der Lehrer in dem Dorfe Lesgewangminnen. Er hatte seinerzeit seine Wohnung und den Ort vor dem Russeneinfall verlassen müssen und konnte bisher nicht dorthin zurückkehren. Inzwischen war das Dorf von unseren Truppen besetzt worden, und das Schulhaus diente der Weihnachtszeit deutschen Soldaten als Quartier. Zur Erinnerung an ihren Besuch und an eine Weihnachtsfeier ließen diese dann laut „Königsberger Allg. Ztg.“ folgende Verse zurück:

Dem Lehrer von Lesgewangminnen ins Poesie-Album:

Mit Gott für König und Vaterland
Kämpften wir hier an der Inster Strand.
Um die Russen aufzuhalten und sie zu hindern,
Unsere Heimatprovinz aufs neue zu plündern.
Wir rückten meist früh des Morgens aus,
Kamen dann abends hier wieder ins Haus,
Heizten feste im Herd und im Ofen ein,
Kochten und brieten und schmauseten fein.
Legten uns schließlich zur Ruhe nieder,
Bis zum Ausrücken am nächsten Morgen wieder.
Auch haben im mässig durchwärmen Raum
Wir hier gepuht unseren Weihnachtsbaum.
Zwar suchte der Russe zu unser Empörung
Uns zu ärgern durch Heiligen-Abends-Störung,
Doch holten am ersten Feiertag
Die gestörte Feier wir bestens nach,
Und saßen bei des Weihnachtsbaumes Kerzenschein,
Gemütlich bis tief in die Nacht hinein.
Wenn einst in besseren ruhigeren Zeiten
Sie wieder durchblättern des Buches Seiten,
Gedenken Sie freundlich dann Ihrer Gäste,
Die hier geweilet am Weihnachtsfeste,
Und wir werden uns später gern entsinnen
Unserer Feier im Schulhaus zu Lesgewangminnen.